

PENTHESILEA
ODER DIE LETZTE KÖNIGIN
ROMAN

Barbara Martina Strebel
Brunnenhofstrasse 7
8057 Zürich
0041 76 387 58 08
bm_strebel@bluewin.ch

Gegen das Schicksal wird keiner hinab zum Hades mich senden,
Doch dem Verhängnis entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel oder gering, nachdem er einmal gezeugt ward.

Hektor zu Andromache in Homers Ilias, 6. Gesang, Verse 487 – 489
(Übersetzt von Hans Rupé, DTV/Artemis Verlag, 1989)

Was nicht gar! Wie die Menschen uns Götter nun wieder verklagen!
Wir seien Spender des Unheils, sagen sie, wo sie doch selber
Leiden empfangen durch eigene Torheit und mehr als vom Schicksal!

Zeus im Rat der Götter, in Homers Odyssee, 1. Gesang, 32 – 34
(Übersetzt von Anton Weiber, DTV/Artemis Verlag, 1990)

PROLOG

Der dritte Tag neigt sich dem Abend zu, als die Gesandtschaft des Hausherrn zurückkehrt. Die Männer bringen gute Nachrichten: Die Hochzeit kann vonstatten gehen, wie vom Hausherrn erhofft. Die Familie des Bräutigams hat sein Angebot angenommen. Bald werden zwei der bedeutendsten Geschlechter von Argos durch eine Heirat verbunden sein.

Die Frauen des Hauses schicken Dankgebete zum Himmel, bevor sie in fieberhafte Geschäftigkeit ausbrechen. Aufgeregt flattern sie um die Braut herum und erteilen den Mägden Befehle, als fände die Hochzeit schon morgen statt und nicht erst in ein paar Tagen. Die Mägde tun, wie geheißen. Sie wissen, dass die Hausherrin Trägheit nicht toleriert. Hierhin und dorthin schwärmen sie aus, um die Mitgift vorzubereiten.

Nur eine rührt sich nicht von der Stelle: Die seltsame Barbarin, die der Hausherr einst vom Kriegszug nach Troja zurückgebracht hat. Damals befand sie sich noch in der Blüte ihres Lebens. Inzwischen ist sie eine alte Frau. Ihre Augen sind fast blind, ihre Kräfte reichen kaum mehr, eine Spindel zu halten, geschweige denn, Wasser zu schleppen oder Getreide zu mahlen. Sie hat es nur der Braut zu verdanken, dass man sie nicht längst in der Wildnis irgendwo ausgesetzt hat wie einen missgestalteten Säugling. Das junge Mädchen liebt die Greisin mehr als die eigene Mutter. Wie oft hat sie die Kinder und Kindeskinde des Hausherrn mit ihren Kräutertränken von einem Fieber geheilt oder mit fremden Liedern in den Schlaf gesungen. Stets war sie da, wenn es galt, die Knaben bei Wettkämpfen anzuspornen oder die Mädchen am Webstuhl für ihren Fleiß zu loben.

Was wunder, dass die Braut sich nun vor den Schemel der Alten kniet, um ihr Gesicht in deren Schoß zu bergen?

Weder Mutter noch Schwestern haben Augen für ihre Tränen.

Die Alte streicht ihr sanft übers Haar und fragt in dem gewundenen Griechisch, welches sie sich in den Jahrzehnten der Knechtschaft angeeignet hat: »Warum weinst du, mein Kind? Hättest du nicht allen Grund, vor Glück zu strahlen? Dein Großvater Sthenelos hat einen Mann für dich ausgewählt. Wohlhabend soll er sein und gut aussehend dazu. Bald werden deine Freundinnen kommen, dich mit Jubelchören zu seinem Haus zu geleiten. Du aber machst ein Gesicht, als hätte man dir deinen nahen Tod angezeigt. – Ist Heirat etwa nicht das

Ziel, das jede Frau aus deinem Volk erstrebt? – Man würde meinen, Freudentränen sollten deine Wangen netzen. Stattdessen weinst du vor Kummer und verlangst nach Trost. Noch dazu von mir, die ich mein Leben im Haus meines Räubers friste ... «

Die alte Frau verstummt. Sie nimmt die verknöcherte Hand vom Kopf des weinenden Mädchens und lässt die trüben Augen hinauf zum Fenster wandern, vor dem soeben das letzte Tageslicht erlischt. Die laue Abendluft, die in die Kammer strömt, riecht nach reifen Trauben und dem salzigen Meer, das in der nahen Bucht ans sandige Ufer schwappt.

Aus der großen Halle weht der Duft von gebratenem Schweinefleisch herüber, begleitet von zotigem Gelächter. Die Männer des Hauses feiern den erfolgreichen Handel mit einem üppigen Mahl.

Die Frauen schicken sich an, es ihnen gleich zu tun.

Eine nach der anderen verschwindet aus der Kammer.

Nur das weinende Mädchen bleibt mit der Alten zurück.

Als diese wieder zum Sprechen ansetzt, schwingt ein Hauch von Tadel in ihren Worten mit: »Sag, mein Kind, welchen Trost erwartest du von mir? Willst du, dass ich dich in den Armen wiege, wie ich es früher tat, wenn du dir beim Spinnen in den Finger stachst? Dass ich dir Salbe auf die Wunde streiche, damit sie schnell verheilt? – Nein, dafür bist du nicht mehr Kind genug und geht der Stich, vor dem dir graut, zu tief. – Glaube mir, ich weiß, wovon ich rede. Ein Mal, vor langer Zeit, hab' ich ihn selbst gefühlt, obgleich ich der Göttin versprach, mich niemals zu einem Mann zu legen ... «

Erneut verfällt die alte Kinderfrau in Schweigen.

Die Braut hebt das verweinte Gesicht und schaut sie fragend an.

»Du willst wissen, wie es dazu kam? – Das ist eine lange Geschichte. Und keine, die dazu angetan wäre, ein junges Mädchen zu trösten.«

Die Alte will sich erheben, doch die Junge hält sie zurück. »Ich will sie trotzdem hören«, sagt sie in einem Tonfall, der an die Herrin des Hauses erinnert.

»Nun denn«, seufzt die Alte, sich in ihr Schicksal ergebend, »ich will sie dir erzählen. Aber bewahre sie gut, denn es ist nicht nur die Geschichte einer geraubten Magd, sondern auch die einer berühmten Königin. Eure Sänger haben ihr den Namen Penthesilea gegeben, obwohl sie in Wahrheit einen ganz anderen trug. Genauso wie ihr Griechen unser Volk die Amazonen taufte, obwohl ich keine von uns kannte, die sich die Brust ausbrannte oder sie beim Bogenschießen als Hindernis empfand. – Allein, es sind eure Namen, die von uns bleiben werden, weil es stets die Sieger sind, die das Gedächtnis bestimmen. So will auch ich sie verwenden. – Du wärest ja ohnehin nicht in der Lage, dir die Unsrigen zu merken.«

Das Mädchen will etwas sagen, aber die Alte fährt ohne innezuhalten fort: »Du denkst, du kennst die Geschichte? Dein Großvater habe sie dir schon mehr als ein Mal erzählt? – Mit Verlaub: Du irrst. Mag sein, dass Sthenelos unsere Königin sterben sah, gefällt von der Hand des Peliden. Doch was sie dazu brachte, in den Krieg um Troja zu ziehen, hat er so wenig erfasst wie alle anderen Griechen. – Ich dagegen, ich weiß es. Ich stand ihr so nahe wie keine andere Frau. Und schon gar kein Mann.«

Die Alte wischt eine Träne von der Wange des Mädchens und fügt dann mit traurigem Lächeln hinzu: »Merke dir eines, mein Kind: Was Männer über uns Frauen berichten, ist niemals die ganze Geschichte. Bestenfalls enthält es ein Körnchen von Wahrheit. Das meiste ist bloße Erfindung, wenn nicht sogar dreiste Lüge. – Die Geschichten von Frauen sollten Frauen erzählen. – Zwar erlauben es mir eure Sitten nicht, dass ich unsere Taten in der großen Halle des Hauses besinge. Aber wer wollte mich hindern, es hier in dieser kleinen Kammer zu tun? – Darum schweige nun still und lausche deiner Kinderfrau Rede.«

TEIL 1: DER ANFANG

I DIE ANKUNFT

Ich erinnere mich noch genau an den Tag oder besser: die Nacht, in der wir Troja erreichten. Ich sehe die Stadt auf dem Hügel im fahlen Mondlicht leuchten, als wäre es gestern gewesen. Sie war noch schöner, als ich sie mir vorgestellt hatte: von hohen Mauern umfasst, bewacht von mächtigen Türmen, überragt von der prächtigen Burg des Königs Priamos. Hätte ich damals gewusst, was man sich bei euch erzählt – nämlich, dass die Götter bei Trojas Erbauung mitgeholfen haben –, ich hätte es sofort geglaubt.

Niemand stellte sich uns in den Weg, als wir den Pfad zum Osttor erklommen. Die Griechen schliefen nichts ahnend in ihrem Lager am Strand, und die Trojaner wussten um unser Kommen. Die Wächter auf den Türmen hatten uns schon vor Stunden aus der Ferne nahen gesehen und die freudige Botschaft zu ihrem Herrscher getragen. Bereitwillig öffneten sie uns das Tor und ließen uns in die Stadt.

Ein junger Mann, dessen Miene verriet, dass ihm Frauen auf Pferderücken nicht geheuer waren, geleitete uns zum Palast. Gespenstisch hallte der Hufschlag von den Häuserwänden wider, während wir durch die breiten Gassen hinauf zum Burghügel ritten. Je näher wir ihm kamen, desto lauter wurde das Geflüster der Menschen, die ihre Köpfe aus Türen und Fenstern streckten, um einen Blick auf uns zu erhaschen. Zum Glück konnten sie in der Dunkelheit nicht mehr als unsere Schemen erkennen.

Der Anblick unserer Gesichter hätte sie mit Sicherheit sofort verstummen lassen.

Ich ritt dicht hinter der Königin, die unseren Zug anführte. Sie saß so aufrecht auf ihrem Pferd, als ob wir eben erst von zuhause aufgebrochen wären. Nur ein gelegentliches Zucken in ihren Oberarmen verriet, dass sie genauso erschöpft war wie der Rest von uns. Zwei Monate waren wir fast ununterbrochen unterwegs gewesen. Nur selten hatten wir länger als ein paar Stunden gerastet. Immer wieder hatten wir uns gegen Wegelagerer und wilde Tiere zur Wehr setzen müssen. Rosse und Reiterinnen waren von den Strapazen gezeichnet. Ich zitterte am ganzen Körper, als ich mein Pferd durchs Burgtor lenkte, und als ich mich wenig später zu Boden gleiten ließ, hätten die Knie beinahe unter mir nachgegeben.

Ich war so erleichtert, endlich am Ziel unserer Reise angelangt zu sein, dass ich für einen Moment vergaß, warum wir hierher gekommen waren. Die majestätischen Gebäude, die den

Burghof säumten, lagen still und friedlich da. Ich stellte mir vor, wie in einem von ihnen gerade ein Bett für mich hergerichtet wurde, und fühlte, wie sich meine verkrampften Glieder lösten. Dann fiel mein Blick auf die Doppelaxt an Penthesileas Gürtel, und ich erinnerte mich, dass es nicht Rast und Ruhe waren, die uns erwarteten, sondern Kampf und Krieg.

Während ich zusah, wie die Reiterinnen hinter uns von den Pferden stiegen, fragte ich mich, was König Priamos wohl von Penthesilea und ihrer bescheidenen Streitmacht halten würde. Nur die treuesten Kriegerinnen der Königin hatten sich dem Zug nach Troja angeschlossen. Von den sieben Stammesfürstinnen der Amazonen war einzig Antiope dem Ruf zu den Waffen gefolgt, und auch sie hatte es nicht aus Liebe zu Penthesilea getan, sondern weil sie die Erste sein wollte, die von ihrem Tod erfuhr. Abgesehen von mir und meinen beiden jungen Gehilfinnen, die wir keine Waffen trugen, waren vielleicht vierzig Amazonen auf dem Burghof versammelt, alle gleichermaßen schmutzig und abgezehrt.

Es war bestimmt nicht die Hilfe, die Priamos sich gewünscht hatte.

Aber die Götter geben auch einem König nicht immer, was er sich wünscht.

Der Herrscher von Troja erwartete uns in der großen Halle des Palastes, wo er in sich zusammengesunken auf seinem Thronessel saß. Man hatte ein Feuer auf der Herdstelle in der Mitte des Raumes entzündet, sodass die ganze Halle in ein warmes, oranges Licht getaucht war. Zu meiner Überraschung war außer dem König nur dessen Tochter Cassandra zugegen. Sie stand zur Linken des Vaters, in ein schmuckloses, schwarzes Gewand gehüllt, und starrte in die lodernden Flammen. Ihre dunklen Haare, die ich als lang und glänzend im Gedächtnis hatte, waren bis auf die Kopfhaut geschoren, die bleichen Wangen eingefallen vor Kummer.

Trotzdem erschien sie mir noch eindrucksvoller als bei unserer ersten Begegnung.

Kassandra war es nämlich gewesen, die vor einigen Monaten zu uns gekommen war, um uns um Beistand zu bitten. Und sie war es nun auch, die uns als Erste begrüßte.

»Königin Penthesilea und all ihr stolzen Amazonen, seid willkommen im Haus meines Vaters«, begann sie mit ihrer schönen, klangvollen Stimme, die mir noch so gut in Erinnerung war. »Ich kann euch nicht sagen, wie dankbar ich bin, dass ihr den weiten Weg hierher auf euch genommen habt. Wir bedürfen eurer Hilfe heute mehr noch als damals, als ich in Themiskyra um ein Bündnis mit euch warb. – Ein schreckliches Unglück hat uns befallen: Mein Bruder Hektor ist tot. Wäret ihr bei Tageslicht gekommen, hättet ihr seinen Grabhügel am Wegesrand gesehen. Darunter liegen nicht nur die Gebeine unseres tapfersten Kriegers begraben, sondern auch die Hoffnungen unserer ganzen Stadt.«

Beim letzten Satz traf mich ihr Blick, und ich erschrak ob der Verzweiflung, die darin lag. Ich hatte mich davor gefürchtet – und ein wenig auch danach geseht –, noch einmal in diese

abgrundtiefen, goldenen Augen zu blicken. Damals in Themiskyra hatten sie die widersprüchlichsten Gefühle in mir geweckt, doch was ich jetzt darin las, weckte nur Mitleid in mir.

Kassandra hatte Hektor mehr als einmal erwähnt in jenen Tagen, in denen sie bei mir auf dem Tempelhügel weilte und wir darauf warteten, dass Penthesilea eine Entscheidung fällen würde. Die Art und Weise, wie sie von ihm sprach, hatte keine Zweifel daran gelassen, dass sie ihren ältesten Bruder über alles liebte. Über keines ihrer zahlreichen Geschwister, nicht einmal über ihren Zwillingsbruder Helenos, hatte sie mit so viel Hochachtung gesprochen wie über ihn, Hektor, Trojas Schutz und Schirm.

Jetzt war er tot, hatte seine Stadt ihrem Schicksal überlassen.

Und die Schwester ihrem Schmerz.

Ich senkte den Kopf, unfähig, Kassandra länger anzusehen.

Indessen fuhr diese, stetig lauter werdend, fort: »Elf Tage haben die Griechen uns gegeben, um Hektor gebührend zu bestatten. Elf Tage, in denen die Waffen zwischen uns schweigen sollten. Mit dem heutigen Tag ging die Waffenruhe zu Ende. – Wir haben Leichenschmaus gehalten und Hektor ein Grab errichtet, das man auch in Hundert Jahren noch als Heldengrab erkennen wird. – Ab morgen wird wieder Kriegszustand herrschen zwischen uns und den Achaïern. Ihr kommt also gerade zur rechten Zeit, um Rache am Mörder meines Bruders zu nehmen. – Möge sie so erbarmungslos sein wie dessen Rache an ihm!«

Sie reichte ihrem Vater die Hand. Der König erhob sich mit einem Ächzen. Schwer auf den Arm der Tochter gestützt, hob er zu sprechen an: »Ruhmreiche Penthesilea, Herrscherin über das Volk der männergleichen Amazonen, auch ich heiße Euch in meinem Palast willkommen. Vergebt mir, wenn ich Euch allein mit meiner Tochter empfange. Meine Söhne wollten Euch nicht mit verweinten Gesichtern unter die Augen treten. – Kassandra hat Euch berichtet, welch grenzenloses Unglück uns widerfahren ist: Mein Sohn Hektor ist tot, gefällt von der Hand des Achilleus, des Grausamsten aller Achaier. Hektor war der Erstgeborene unter meinen Söhnen, aber nicht der Erste, den ich in diesem unseligen Krieg verlor. – Ich lüge nicht, wenn ich sage, dass nie ein Vater einen höheren Preis für die ewigen Händel der Götter und Menschen bezahlt hat als ich. – Fünfzig Söhne habe ich in meinem langen Leben gezeugt. Heute, da ich an der Schwelle zur Schattenwelt stehe, bleibt mir kaum mehr als eine Handvoll von ihnen. Und nicht die Besten ... «

Von Trauer überwältigt hielt der alte Mann inne.

Zu meinem Erstaunen empfand ich auch Mitleid mit ihm.

Wir Amazonen, so viel wirst du wissen, wachsen bei unseren Müttern auf. Das Wort Vater existiert in unserer Sprache nicht. Natürlich war es mir aus den Sprachen anderer Völker be-

kannt, doch was es meinte, begriff ich erst wirklich, als ich die Tränen auf den zerfurchten Wangen des trojanischen Königs sah: Er litt nicht anders als eine Mutter unter dem Verlust seiner Kinder, und wenngleich ich ihm dafür zürnte, dass er uns in diesen Krieg hineingezogen hatte, konnte ich nicht anders, als seinen Schmerz zu teilen.

»Mein Vaterherz ist des Kämpfens müde«, nahm er den Faden nach kurzer Pause wieder auf. »Aber ich bin nicht nur ein Vater, sondern auch ein König, und als solcher ist es meine Pflicht, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um mein Volk zu retten. Darum sende ich meine Söhne auch weiterhin in die Schlacht. – Und darum sandte ich meine Tochter, Euch, edle Königin, um Beistand zu bitten.«

Ein Lächeln huschte über sein runzliges Gesicht.

»Ich will nicht behaupten, dass ich es gern tat. – Welcher Mann bittet schon gerne um die Hilfe einer Frau? – Doch das Leid meines Volkes zwang mich, meinen Stolz hinunterzuschlucken. – Zum Glück, wie ich anfügen muss. – Jetzt, wo ich Euch leibhaftig vor mir sehe, wünschte ich, ich hätte mich schon viel früher um ein Bündnis mit Euch bemüht. Man könnte meinen, Artemis höchst selbst habe meine Wohnstatt betreten! Und eine Göttin um Hilfe anzuflehen, ist für niemanden eine Schande.«

Von Cassandra geleitet, ließ der König sich wieder auf den Thronsesseln sinken und verschränkte die zitternden Hände im Schoß. Einige Atemzüge lang herrschte Stille in der Halle. Dann hörte ich, wie Penthesilea neben mir zum Sprechen ansetzte. Ihre Stimme war heiser von dem vielen Staub, den wir unterwegs eingeatmet hatten, aber das änderte nichts an der Deutlichkeit ihrer Worte.

Mir wurde kalt ums Herz, als ich sie hörte.

»Ich danke Euch für Eure Ehrlichkeit, o weiser Herrscher von Troja«, sagte sie, indem sie Priamos mit einem Nicken bedachte. »Auch ich will ehrlich zu Euch sein: Ich habe die weite Reise von Themiskyra nach Troja nicht um Euretwillen unternommen. – Die Kriege der Männer kümmern uns Amazonen nicht. – Ich habe Eure Bitte um Beistand aus bloßem Eigennutz erhört. Die Völker, die neben uns wohnen, haben mich zur Genüge kennen gelernt. Unter ihnen ist keines, das meinen Namen nicht mit Ehrfurcht nennt. Nun will ich mich mit den Griechen messen, auf dass sie meinen Ruhm – den Ruhm einer Frau! – mit ihren schwarzen Schiffen in ferne Länder tragen und bis ans Ende der Welt. – Dafür, hochherziger Priamos, bin ich hierher gekommen. Nicht zu Trojas Errettung. Ob Troja steht oder fällt, kann mir gleichgültig sein, so lange die Nachwelt über mich sagt, ich hätte die Achaier das Fürchten gelehrt und stünde dem Größten von ihnen an Tapferkeit nicht nach.«

So lauteten die Worte, mit denen unsere Königin den König von Troja begrüßte. Priamos nahm sie wortlos entgegen. Die Kriegerinnen quittierten sie mit müdem Fußgetrampel. Nur Antiope rief laut: »Es lebe die Königin!«

Ihr Ruf hallte in meinen Ohren nach, als wir uns wenig später erschöpft zur Ruhe begaben. Priamos hatte für Penthesilea eine Wohnung im Palast herrichten lassen. Den übrigen Amazonen wies man ein Nachtlager in der Nähe der Stallungen zu, wo sie bei den vertrauten Geräuschen ihrer Pferde einschlafen konnten. Ich wollte mit ihnen gehen, doch Penthesilea hieß mich, bei ihr zu bleiben, wie sie es auf unserer Reise fast jede Nacht getan hatte.

In jener Nacht bat sie mich sogar, das Bett mit ihr zu teilen.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der mir diese Bitte das höchste Glück bedeutet hätte. Nun jedoch erfüllte sie mich nur noch mit tiefer Trauer. Ich wusste, dass Penthesilea sie nicht aus Liebe äußerte und schon gar nicht aus Lust. – Sie tat es aus demselben Grund, aus dem wir Alten uns so oft in Erinnerungen an unsere Kindheit flüchten: weil uns der Gedanke an die Anfänge unseres Lebens dessen nahendes Ende erträglicher macht.

So legte ich mich denn in meiner ersten Nacht in Troja neben Penthesilea nieder, wie ich es zuletzt als junges Mädchen getan hatte. Ich wagte nicht, mich an sie zu schmiegen wie damals, aber wie damals wachte ich über ihre Atemzüge, bis sie eingeschlafen war.

Der neue Tag brach bereits an, als auch ich endlich in den Schlaf fiel.

Es war der erste Tag vom Ende von Penthesileas Geschichte.

Doch bevor wir dazu kommen, will ich dir den Anfang derselben erzählen.

II DER SCHREI

Wir Amazonen glauben, dass die Art und Weise, wie ein Kind auf die Welt kommt, sein ganzes Leben bestimmt. Penthesilea, die Kummerbringende, wie ihr sie nennt, wurde mit einem Schmerzensschrei geboren, der bis in den hintersten Winkel des Palastes zu vernehmen war. Es war der letzte Laut, den ihre Mutter, Königin Otrere, von sich gab, ehe sie in Ohnmacht fiel und für geraume Zeit nicht mehr zu sich kam.

Otrere hatte zwei Tage und zwei Nächte in den Wehen gelegen, bis das Kind in ihrem Bauch sich endlich entschied, seinen Ort der Geborgenheit zu verlassen. Es dauerte noch einmal einen Tag und eine halbe Nacht, bis die drei Hebammen, welche die Königin seit Bekanntwerden ihrer Schwangerschaft Tag und Nacht überwachten, die Nabelschnur durchtrennen und den Säugling in die Arme der Amme legen konnten.

Erst dann tat das Kind seinen ersten Schrei.

Dem einer Krähe so ähnlich, dass er nur ein böses Omen sein konnte.

Dies wenigstens behauptete meine Mutter Kleite, die ihn mit eigenen Ohren hörte.

Kleite war von den Hebammen der Königin unter zahlreichen Bewerberinnen aus dem gesamten Amazonenreich als Amme für das Neugeborene ausgewählt worden. Ich vermute, es gereichte ihr zum Vorteil, dass sie demselben Stamm angehörte, aus dem auch die Königin kam; darüber hinaus war sie von robuster Gesundheit, und ihre Brüste waren prall gefüllt mit Milch für ihre neugeborene Tochter – für mich, die ihr Prothoe getauft habt.

Im Unterschied zu Penthesileas Geburt war die meine ohne Schwierigkeiten verlaufen. Meine Mutter gebär mich so umstandslos wie eine Stute ihr Fohlen, und wie eine Stute war auch Kleite sehr bald danach wieder auf den Beinen. – Aber Mutter war damals ja auch noch eine junge Frau. Otrere dagegen hatte ihre Jugend längst hinter sich, als sie mit Penthesilea niederkam. Ein Jahr zuvor war sie von ihrem – wie sich später herausstellen sollte letzten – Kriegszug zurückgekehrt, und hatte wohl zum ersten Mal das nahende Alter gespürt. Zwar hatte sie bereits eine Tochter, Hippolyte, die das Säuglingsalter überlebt hatte, doch diese war von schwacher Gesundheit und obendrein so sanftmütig, dass Otrere sich ernsthafte Sorgen um die Zukunft des Reiches machte.

Also beschloss die Königin, trotz ihres fortgeschrittenen Alters noch einmal schwanger zu werden. Sie wählte einen jungen, wohlgestalteten Mann aus den Reihen der Gefangenen, die sie von ihrem Kriegszug mitgebracht hatte, und trug den Dienerinnen auf, dafür zu sorgen, dass er wieder zu Kräften käme. Den Priesterinnen gab sie Befehl, die Fruchtbarkeitsrituale durchzuführen, die ihnen von unseren Vormüttern überliefert worden waren, und die Große Göttin nach dem richtigen Zeitpunkt für die Empfängnis befragen, wie es bei uns Amazonen seit Urzeiten Sitte ist. In der vorherbestimmten Nacht ließ Otrere den Gefangenen zu sich rufen, damit er bei ihr liege.

Der junge Mann erfüllte seine Pflicht. Die Königin wurde schwanger.

Die Schwangerschaft war keine leichte. Otrere wurde von ständiger Übelkeit und wiederkehrenden Krämpfen geplagt, die umso heftiger wurden, je stärker ihr Bauch sich wölbte. Hinzu kamen Schwindelanfälle, die sie immer öfter dazu zwangen, tagelang das Bett zu hüten. In der Stadt begannen Gerüchte die Runde zu machen. Die Königin, meinten die Einen, trage das Kind eines Ungeheuers aus, welches ihr heimlich beigewohnt habe; böse Geister, sagten die Anderen, hätten sich ihrer bemächtigt und ihre Leibesfrucht mit einem Fluch belegt. Die Hebammen, die ihren Bauch befühlten, teilten die Sorgen des Volkes. Sie schrieben Otreres Beschwerden der unnatürlichen Größe des Kindes zu und befürchteten das Schlimmste für die Geburt. Eine von ihnen riet der Königin gar zu einer Abtreibung, da sie meinte, ein Horn am Kopf des Ungeborenen ertastet zu haben.

Doch Otrere wollte von alledem nichts wissen.

Sie war entschlossen, ihre Tochter auszutragen, denn dass es eine Tochter war, daran zweifelte sie nicht. Wie alle Amazonen war die Königin überzeugt, dass nur Töchter in schwangeren Frauen Mutterliebe zu wecken vermögen, und im Unterschied zu den drei Knaben, die sie vor ihrer ersten Tochter auf die Welt gebracht hatte, liebte Otrere das Kind in ihrem Bauch abgöttisch, trotz der Qualen, die es ihr bereitete.

Und so wurde Penthesilea unter Schmerzen geboren.

Die Nacht ihrer Geburt war finster und kalt. Die sommerliche Hitze, die tagelang, einer schweren Decke gleich, über Themiskyra gelegen hatte, schlug in ein Gewitter um, wie es die Stadt – oder wenigstens meine Mutter, die auch in dem Unwetter ein schlechtes Vorzeichen sah – noch nie erlebt hatte. Die Frauen des Palastes versammelten sich vor den Hausaltären, um die Große Göttin um Schutz anzuflehen, während die Priesterinnen auf dem Tempelhügel fromme Gesänge anstimmten, damit SIE den Winde befehle, sich zurückzuziehen.

Allein, die Göttin erhörte sie nicht.

Das Wetter beruhigte sich erst, als Kleite das Neugeborene gestillt und neben mich in die Wiege gelegt hatte, worauf wir beide friedlich einschliefen.

So jedenfalls hat es mir meine Mutter berichtet.

Ich selbst erinnere mich natürlich so wenig an Penthesileas Geburt wie an meine eigene. Die Anfänge meines Lebens sind mir so unwiederbringlich verloren wie allen gewöhnlichen Menschen. Den Erzählungen nach zu urteilen, mit denen Mutter mir die dunklen Winterabende meiner Jugend erhellte, waren es sorglose Jahre, angefüllt mit Spielen und kindlichen Abenteuern. Der Palast auf dem Felsen, den unsere Königinnen seit Generationen bewohnen, war ein Paradies für neugierige kleine Mädchen. – Und neugierig war ich gewiss, wenn auch nicht so wagemutig wie Penthesilea, die sich vor nichts und niemandem fürchtete, nicht einmal vor der finsternen Gruft tief unter dem Palast, in der die Vorgängerinnen ihrer Mutter in Felsennischen begraben lagen.

Penthesilea und ich wuchsen wie Schwestern auf. Ihre leibliche Schwester war sieben oder acht Jahre älter als sie und befand sich bereits in der Obhut strenger Erzieherinnen, als Penthesilea geboren wurde. Hippolyte musste lernen, eine Königin der Amazonen zu sein, und durfte sich nicht mit Kinderspielen abgeben, so sehr sie sich danach gesehnt haben mochte. Auch ihre Mutter hatte kaum Zeit, sich mit Penthesilea zu beschäftigen. Die Königin wurde von früh bis spät von Regierungsgeschäften in Beschlag genommen. Sie erließ Gesetze, saß im Thronsaal zu Gericht, tagte mit ihren Ratgeberinnen oder empfing Gesandtschaften aus aller Herren Länder. Darüber hinaus hatte sie immer öfter mit Ausbrüchen jenes heimtückischen Fiebers zu kämpfen, das sie nach Penthesileas Geburt befallen hatte und an dem sie eines Tages sterben würde. – Bis dahin sollten jedoch noch viele Jahre vergehen, in denen Otrere die Geschicke unseres Volkes mit kluger und zugleich fester Hand lenkte.

Entgegen aller Befürchtungen war Penthesilea weder missgestaltet noch krank zur Welt gekommen. Nichts an ihr wies darauf hin, dass ihr Erzeuger ein Monster war oder dunkle Mächte bei ihrer Zeugung die Hand im Spiel gehabt hatten. In einer Sache allerdings behielten die Hebammen Recht: Penthesilea war größer und kräftiger als jeder andere Säugling, den sie bisher entbunden hatten. Und sie wuchs schneller als alle anderen Kinder, die man im Palast je zu Gesicht bekommen hatte. Nach wenigen Monaten war die Wiege zu klein für uns beide, sodass Mutter uns in ihrem Bett schlafen ließ, wie die Mütter bei ihrem Stamm es zu tun pflegten, bis auch ihr Bett für uns drei zu eng wurde und sie ein Lager nur für uns Mädchen anfertigen lassen musste.

Dort schliefen wir des Nachts, umeinander gerollt wie junge Katzen, tief und fest. Sobald jedoch der Tag anbrach, war es mit der Ruhe vorbei.

Zu Kleites Leidwesen entwickelte Penthesilea, kaum dass sie Laufen gelernt hatte, einen schier unbezähmbaren Bewegungsdrang. Von morgens bis abends stürmte sie durch den Palast, entschlossen, jeden Winkel des riesigen alten Gemäuers zu erobern, ganz gleich, welche Hindernisse sich ihr dabei in den Weg stellen mochten. Mir fiel die Aufgabe zu, auf meine »kleine« Schwester aufzupassen, was nichts anderes hieß, als dass ich ihr überallhin nachlief, denn Penthesilea von irgendetwas abzuhalten, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, war schon damals ein Ding der Unmöglichkeit.

Ich habe es wohl nur der Großen Göttin zu verdanken, dass ich meine ersten Lebensjahre unbeschadet überstand. – Die Szenen, die Mutter mir später geschildert hat, machen mich heute noch schauern! – Vermutlich ist es ein Glück, dass ich mich nicht erinnern kann, wie oft ich einen Sturz von der Mauerbrüstung nur knapp verhindern konnte oder einem herunterfallenden Ziegel bloß um Haaresbreite entging. Hätten sich all diese Bilder in mein Gedächtnis eingeprägt, wer weiß, ob ich nicht schon damals von Albträumen geplagt worden wäre ...

Wie dem auch sei: Meine Erinnerungen an die gemeinsame Kindheit mit Penthesilea setzen mit dem Tag ein, an dem wir uns trennen mussten. Es war ein schöner Spätsommertag vor mehr als siebenzig Jahren. Penthesilea war in jenem Sommer sechs Jahre alt geworden und damit alt genug, die Ausbildung zur Kriegerin anzutreten, die Otrere für sie vorgesehen hatte. Dies bedeutete, dass sie einem ebenso strengen Tagesablauf folgen musste wie ihre ältere Schwester. Statt ihrer Amme Kleite würde es nun Glauke, die Anführerin der königlichen Leibwache sein, die sich um sie kümmerte. Fortan würde sie nicht mehr mit Holzstöcken gegen tapsige Kinder kämpfen, sondern mit echten Waffen gegen gestandene Kriegerinnen.

Meine Mutter, deren ehrenvolle Aufgabe im Dienst der Königin damit erfüllt war, beschloss zu ihrem Stamm zurückzukehren. Ihr hatte das Leben im Palast nie sonderlich behagt, und auch das Stadtleben barg keinen besonderen Reiz für sie. Kleite war ein Kind der tiefen Wälder des Südens, in denen sie groß geworden war und in denen auch ich künftig aufwachsen sollte.

Jetzt, wo ich in der Fremde lebe und weiß, was es bedeutet, sich nach der fernen Heimat zu sehnen, verstehe ich die Freude, mit der Mutter ihrer Heimkehr entgegenblickte.

Damals begriff ich nicht, wie sie sich so frohen Mutes von unserem Leben im Palast verabschieden konnte.

Und von Penthesilea, die ihr doch wie eine Tochter gewesen war.

Mich erfüllte der Abschied von meiner Milchschwester mit einem Gefühl, das ich bis heute kaum in Worte zu fassen vermag. Es steht am Anfang meines bewussten Lebens und ist mir

so gegenwärtig wie die Bilder, die meine Erinnerung von jenem Tag aufbewahrt hat: Da sind die beiden Maultiere, die schwer beladen den steilen Weg zum Palasttor hinunter trotten. Da ist meine Mutter, die lächelnd ein Pferd am Zügel führt.

Und da bin ich, die ich wie betäubt hinter ihr her stolpere, während der Kloß in meinem Hals mit jedem Schritt größer und größer wird.

Penthesilea begleitete uns bis zum Tor. Das Bild von ihr, das sich in meinem Gedächtnis festgesetzt hat, ist seltsamerweise verschwommen, aber ich weiß noch, dass sie den Bogen bei sich trug, den Otrere ihr geschenkt hatte, um den Beginn ihrer Ausbildung zu markieren.

Auch erinnere ich mich noch genau, was sie zu mir sagte, bevor sie mich kurz umarmte und mit einem fröhlichen Winken durch das Palasttor verschwand: »Wenn wir uns wiedersehen, werde ich die beste Bogenschützin des Amazonenreiches sein.«

Ich starrte das Tor an, bis Mutter mich in den Sattel hob und hinter mir aufsaß. Erst als wir die Stadt weit hinter uns gelassen hatten, löste sich der Klumpen in meiner Kehle.

Ich weinte auf dem ganzen Weg nach Hause.

III DIE HINDIN

Es dauerte fast zehn Jahre, bis ich meine Milchschwester wiedersah. Im Winter, bevor Penthesilea sechzehn Jahre alt wurde, entschied Königin Otrere, dass ihre Tochter den Stamm kennen lernen sollte, dem sie angehört hatte, bevor sie zur Anführerin aller Amazonen gekürt worden war. Selbstredend bot Stammesfürstin Melanippe der Königin an, Penthesilea bei sich aufzunehmen, während sie bei uns weilte, doch Otrere wünschte, dass ihre Tochter bei ihrer ehemaligen Amme untergebracht würde.

Ein Jahr lang, so lautete der Befehl der Königin, sollte Penthesilea das Dasein eines ganz gewöhnlichen Amazonenmädchens führen.

Bloß, dass Penthesilea alles andere als ein gewöhnliches Amazonenmädchen war.

Die junge Frau, die ein paar Tage nach dem Frühlingsfest begleitet von einer Handvoll Leibwächterinnen der Königin in unser Lager einritt, hätte aus jeder Gruppe Gleichaltriger hervorgestochen wie ein Pferd aus einer Herde Esel. Sie überragte mich um Haupteslänge und hatte so breite Schultern, wie man sie sonst nur bei den besten Kriegerinnen unseres Stammes fand. Darüber hinaus trug sie die Haare kurz geschnitten, was bei erwachsenen Amazonen gang und gäbe war, bei jungen Mädchen jedoch als anmaßend empfunden wurde. Es betonte ihre kantigen Züge, die auf reizvolle Art mit ihren weichen, schön geschwungenen Lippen kontrastierten, und löste bei den jungen Mädchen, die herbeigelaufen kamen, um einen Blick auf die Prinzessin zu erhaschen, aufgeregtes Getuschel aus.

Ich weiß nicht, was die anderen Mädchen von Penthesilea hielten, geschweige denn die Fürstin, die sie wenig später mit strenger Miene vor ihrem Zelt willkommen hieß. – Für mich war sie das faszinierendste Wesen, das ich je gesehen hatte. – Mein Herz klopfte wie wild, als ich zusah, wie sie ein paar höfliche Worte mit Melanippe und deren Kriegerinnen wechselte, und als sie mich gleich darauf in der Menge der Mädchen erblickte und mit einer Stimme, die ich unter Hunderten wiedererkannt hätte, obwohl ich mich nicht an sie erinnern konnte, ausrief: »Prothoe, Schwester, da bist du ja!«, hörte es für einen Moment auf zu schlagen.

Die Nähe zwischen uns stellte sich so selbstverständlich wieder ein, wie wenn wir echte Schwestern gewesen wären. Von der Stunde ihrer Ankunft an waren Penthesilea und ich unzertrennlich. Tagsüber nahmen wir an den Kampfübungen teil, die Melanippe persönlich be-

aufsichtigte. Wenn die Fürstin anderweitig beschäftigt war, streiften wir durch die Wälder, die das Lager in allen Himmelsrichtungen umgaben, oder erkundeten die umliegenden Bauerndörfer, in denen die Amazonen Wildbret und Lederhäute gegen Getreide und Werkzeug eintauschten. Am Abend halfen wir den Kriegerinnen, die Pferde zu versorgen, die der größte Reichtum unseres Stammes waren, holten Wasser am nahe gelegenen Bach und gingen Mutter bei der Essenszubereitung zur Hand. Nach dem Essen aber, wenn es endlich Nacht geworden war, lagen wir eng aneinander geschmiegt unter unseren Bärenfellen und erzählten einander Geschichten, bis Kleite uns zur Ruhe mahnte.

Die Monate, die Penthesilea bei uns verbrachte, wären zweifellos die schönsten meines Lebens geworden, wenn die Große Göttin nicht eines Tages – der Frühling war in den Sommer, der Sommer in den Herbst übergegangen – beschlossen hätte, mein jugendliches Glück auf ewig mit dunklen Wolken zu verhüllen.

Sie zogen in dem Moment auf, in dem Penthesilea die weiße Hirschkuh erschoss.

Meine Milchschwester liebte das Jagen genauso wie alle anderen Tätigkeiten, die eine angehende Amazonenkriegerin erlernen muss. Mir dagegen graute davor, Tiere oder gar Menschen zu töten. Wenn es mir erlaubt gewesen wäre, hätte ich die Waffen sofort beiseitegelegt und mich den Frauen angeschlossen, die in unserem Lager die häuslichen Arbeiten verrichteten. Doch Melanippe wollte davon nichts hören. Sie war der Überzeugung, dass es ihre Pflicht als Stammesfürstin sei, so viele junge Mädchen wie möglich zu Kriegerinnen zu formen, notfalls auch gegen deren Willen.

Zu einer guten Schülerin machte mich das selbstredend nicht. Penthesilea besiegte mich in jedem Wettstreit mit spielender Leichtigkeit, was mich trotz allem ein wenig gewurmt hätte, wenn es nicht sämtlichen Mädchen unseres Alters ganz genauso ergangen wäre. – Allen außer Antiope, wie ich anfügen muss. Die Tochter unserer Stammesfürstin war eine beinahe so gute Bogenschützin wie Penthesilea, die ein wehendes Blatt aus fünfzig Schritten Entfernung von einem Baum schießen konnte, und vermochte dieser im Ringkampf gelegentlich sogar ein Unentschieden abzutrotzen, was sie im Glauben bestärkte, zu Höherem berufen zu sein.

Der Glaube kam nicht von ungefähr.

Unter Antiopes Vorfahrinnen hatte es mehr als eine Königin gegeben. Auch ihre Mutter hatte Anspruch auf den Amazonenthron erhoben, die Königin-Wahl jedoch gegen Otrere verloren. Im Unterschied zu Melanippe, die von ihrer einstigen Konkurrentin nur mit Hochachtung sprach, wurde Antiope nicht müde, bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu behaupten, dass eigentlich ihre Mutter in den Palast auf dem Felsen hätte einziehen müssen. Einzig und allein der Umstand, dass Melanippe noch nie ein Kind getragen hatte, als das Reich eine

neue Königin suchte, während Otrere zum zweiten Mal schwanger gewesen war, habe sie den Thron gekostet. Eines Tages, so pflegte Antiope anzufügen, wenn ihre Mutter nicht in der Nähe war, werde sie das Unrecht wiedergutmachen und Königin der Amazonen sein.

Kein Wunder also, dass die Fürstintochter mit aller Kraft gegen Penthesilea kämpfte und dabei auch den einen oder anderen Erfolg verbuchen konnte.

In Sachen Ausdauer allerdings konnte nicht einmal sie Penthesilea das Wasser reichen.

An dem Tag, von dem ich dir erzählen will – erzählen muss –, folgten wir der Spur eines Wildes vom Morgengrauen bis zum frühen Nachmittag, ohne mehr als eine kurze Verpflegungsrast eingelegt zu haben. Antiope und die übrigen Mädchen hatten den Anschluss längst verloren, und selbst ich, die ich an Penthesileas Tempo gewöhnt war, schaffte es kaum mehr, mit ihr Schritt zu halten. Mir zitterten die Knie vor Erschöpfung, und ich versuchte gerade zum wiederholten Mal, meine Milchschwester zur Umkehr zu bewegen, als diese plötzlich »Still!« zischte und mir den Mund zuhielt.

Wir kauerten hinter einem Baum, der mühelos eine ganze Gruppe von uns Mädchen zu verbergen vermocht hätte, und spähten zu einer Lichtung hinüber, auf der in diesem Augenblick eine mächtige Hirschkuh erschien.

Ich erschrak, als ich sie erblickte.

Ihr Fell war weiß wie Schnee.

Unsere Große Göttin, so viel musst du wissen, liebt die Tiere des Waldes genauso wie eure Artemis. Bei uns geht die Sage, dass SIE sich von Zeit zu Zeit in eine weiße Hirschkuh verwandelt, um unter ihren Lieblingen zu wandeln.

In dieser Gestalt ist SIE meinem Volk auch zum ersten Mal begegnet.

Ja, du hast richtig gehört: Die Große Göttin ist nicht immer schon unsere Göttin gewesen. Einst glaubte unser Volk gleich wie ihr Griechen an eine Vielzahl von Göttinnen und Göttern, von denen ein jeder sein eigenes Wirkungsfeld besaß. In jenen längst vergangenen Tagen waren die sieben Stämme der Amazonen in der endlosen Steppe des Ostens zuhause, wo das Leben frei, aber auch sehr entbehrungsreich war. Es geschah nicht selten, dass zwei oder drei Jahre hintereinander kein Tropfen Regen fiel und die Tiere sich nur von dornigen Zweigen und dürrerem Gras ernähren konnten. Unsere Vormütter hatten gelernt, mit den unwirtlichen Bedingungen umzugehen, doch als die Trockenperioden länger und länger wurden, mehr und mehr Schafe und Ziegen, Pferde und Menschen der Dürre zum Opfer fielen, begannen sie allmählich an ihrem Land und seinen Göttern zu verzweifeln.

Nachdem auch die tiefsten Brunnen an ihren Lagerplätzen ausgetrocknet waren, sahen die Anführerinnen der sieben Stämme keinen anderen Ausweg mehr, als die angestammte Heimat

zu verlassen und gegen Westen zu ziehen, wo die Wahrsagerinnen ihnen fruchtbare Weiden und ergiebige Jagdgründe prophezeiten. Niemand weiß, wie viele Frauen auf dem langen Treck in das Land, das wir heute das Unsrige nennen, an Erschöpfung starben, in der Wüste verdursteten, in den Bergen zu Tode stürzten oder in den Wäldern von wilden Tieren in Stücke gerissen wurden. Sicher ist: Unser Volk wäre auf seiner Wanderschaft zugrunde gegangen, wenn die Große Göttin sich seiner nicht erbarmt hätte. Die gebeutelten Frauen, die sich so tapfer nach Westen kämpften, rührten IHR Herz. SIE hüllte sich in IHR weißes Fell, setzte sich an die Spitze des Zuges und geleitete unsere Ahninnen sicher ans Ende ihrer Reise.

Seither beten wir Amazonen nur noch zu einer – zu unserer Göttin. Und seither sind weiße Hirschkühe uns heilig. Keine unserer Jägerinnen hätte es gewagt, ein solches Tier zu erlegen.

Keine außer Penthesilea.

Zwar behauptete sie im Nachhinein, die Schatten der umstehenden Bäume hätten das Fell der Hindin viel dunkler erscheinen lassen, als es tatsächlich war. Aber ich glaubte ihr nicht. Ich war überzeugt, dass sie die Hirschkuh mit voller Absicht erschoss.

Sie wollte die Göttin versuchen.

Erst viel später kam mir der Gedanke, dass vielleicht nicht Penthesilea die Göttin, sondern die Göttin mich hatte auf die Probe stellen wollen.

Wenn dem so war, versagte ich kläglich.

Ehe ich noch recht begriff, was vor sich ging, hatte meine Milchschwester den Bogen gespannt und auf das Tier angelegt. Sie zielte rasch. Mit leisem Flirren schnellte der Pfeil von der Sehne und traf die Hirschkuh genau in die pulsierende Halsschlagader. Der Kopf des Tieres wirbelte herum. Mit vor Schreck geweiteten Augen starrte es einige Herzschläge lang reglos in unsere Richtung, dann brach sein Blick, seine Knie knickten ein, und es kippte mit einem Röcheln zur Seite.

Ich stand wie gelähmt.

Penthesilea schulterte den Bogen und rannte los.

Was danach kam, hat sich so unauslöschlich in mein Gedächtnis eingepägt wie nur wenige andere Momente meines langen Lebens: Starr vor Schreck verfolgte ich, wie Penthesilea auf die Hindin zustürzte, ihr den Pfeil aus der Wunde riss und das bluttriefende Geschoss mit der Faust gen Himmel reckte. Dann warf sie den Kopf in den Nacken und stieß einen Schrei aus, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ.

In der Ferne kreischte, als sei es zur Antwort, ein Bussard.

Hätte ich die Zukunft vorhersehen können, wäre mir klar geworden, dass ich in diesem Moment zum ersten Mal die Königin erblickte, die Penthesilea einmal werden würde: Furchtlos, ruchlos, stolz.

Allein, die Gabe der Prophetie war mir nicht gegeben.

Ich sah nur meine »kleine« Schwester, die sich eines großen Frevels schuldig gemacht hatte, und erinnerte mich an das, was Mutter mir stets eingebläut hatte: dass es meine Pflicht war, auf sie aufzupassen.

So schnell ich konnte, stolperte ich durchs Unterholz auf die Lichtung zu, wobei mir das Fell des toten Hirschweibchens mit jedem Schritt heller erschien.

»Was hast du getan?«, rief ich, als ich bei Penthesilea angelangt war.

Sie schaute mich verdutzt an. Erst als sie meinen entsetzten Gesichtsausdruck sah, schien ihr aufzugehen, dass sie etwas Verwerfliches getan hatte. Sie senkte den Kopf und betrachtete den Kadaver zu ihren Füßen einen Moment lang mit fragender Miene, dann zuckte sie die Achseln, zog das Messer aus dem Hosenbund und machte sich daran, ihrer Beute die Haut abzuziehen.

Die Sonne war schon untergegangen, als wir schwer beladen ins Lager zurückkehrten. Ich war froh, dass die Dunkelheit uns vor neugierigen Blicken schützte. Zwar hatte ich darauf bestanden, dass wir das Fell der Hindin im Wald zurücklassen würden – und für ein Mal hatte sich Penthesilea meinem Wunsch gefügt –, doch das Fleisch des Tieres verrotten zu lassen, hatte ich nicht übers Herz gebracht. Der Winter war nicht mehr fern, und Mutter würde für jede Gelegenheit dankbar sein, Vorräte anlegen zu können.

Trotzdem hatte ich ein schlechtes Gewissen, als wir ihr die prall gefüllten Taschen übergaben. Zum Glück fragte sie uns nicht, wo die Haut des Tieres abgeblieben war. Ich glaube nicht, dass ich ihr die Wahrheit in dem Moment hätte verschweigen können.

In jener Nacht erschien mir die Göttin zum ersten Mal im Traum.

Kaum dass ich, von Penthesileas regelmäßigen Atemzügen begleitet, in den Schlaf geglitten war, vernahm ich IHRE Stimme. Ich wusste sofort, dass SIE es war, die zu mir sprach, obwohl SIE die Gestalt unserer alten Stammespriesterin trug; und ich verstand sofort, was SIE zu mir sagte, obwohl SIE sich einer Sprache bediente, die mir unbekannt war.

»Du hättest es verhindern sollen.«

»Du wirst es wiedergutmachen.«

Immer und immer wieder hörte ich diese Sätze, bis ich nicht mehr wusste, ob es die Göttin war, die sie aussprach, oder ob ich selbst sie dachte.

Als ich in der Dämmerung des folgenden Tages erwachte, brannte mein Gesicht wie im Fieber. Mutter kniete neben mir. Sie hatte die Hand auf meine Stirn gelegt und machte ein besorgtes Gesicht. »Was ist mit dir?«, fragte sie. »Bist du krank? Du glühst ja förmlich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich haben nur schlecht geträumt«, gab ich zur Antwort, bevor ich das Fell zurückschlug, um mich aufzusetzen. Penthesilea murmelte etwas im Schlaf und drehte sich auf die andere Seite.

Mutter lächelte nachsichtig. Sie erriet stets, wenn ich ihr etwas verschwieg. Doch wie stets, ließ sie mich selbst entscheiden, wann ich mich ihr anvertrauen wollte. Meistens tat ich es nach kurzem Zögern, manchmal auch erst nach längerem Nachdenken. Früher oder später berichtete ich ihr immer, was mich beschäftigte.

Diesmal schwieg ich.

Ich habe Kleite nie erzählt, was sich an jenem Tag im Wald zugetragen hat, und auch von meinem Traum sagte ich ihr nichts.

Ob ich es bereue, fragst du?

Warum sollte ich?

Es hätte nichts geändert.

Auch Kleite hätte nicht helfen können.

Wem die Götter zürnen, dem können Menschen nicht helfen. Wir können ihrem Zorn so wenig entgehen wie unserem Schicksal. Dass wir es dennoch versuchen, beweist nur, wie sehr wir zur Selbstüberschätzung neigen.

Heute erscheinen mir all diese Dinge sehr klar.

Damals war ich noch weit entfernt von dieser Erkenntnis.

Und so ging Penthesileas und meine Geschichte ihren Gang, wie die Göttin – oder das Schicksal – es wollte.